

christlichem Offenbarungsglauben« (124), die Augustinus vorbereitet, oder der späteren Synthese, die Eriugena ermöglicht (134). Hier wird auch der problemgeschichtliche Zusammenhang von Vernunft und Offenbarung als Leitmotiv des Buchs präpariert. Der »Schluss« führt es im Horizont einer Koalition von griechischer Philosophie und christlicher Theologie eng (1065). Dass sich damit die kritische Perspektivierung von Harnacks These der *Hellenisierung des Christentums* abzeichnet, die bereits das hermeneutische Repertoire des Anfangs bestimmt (17–19 et passim), legt die dichte Komposition dieses literarischen Unternehmens wie ihr Kapital frei.

Profit schlägt die Leserin bzw. der Leser allenthalben. Nicht eigens aufzuzählen sind die Einblicke, die Rohls erlaubt: hier in die Mystik der Mechthild von Magdeburg (198), da in die Problemgeschichte des Nominalismus mit seinen ideenpolitischen Folgen (215 im Kontext von Wycliff und über ihn hinaus). Vor allem die protestantischen Traditionen kommen reich zur Geltung. Hin und wieder würde man sich problemgeschichtlich Genaueres aus katholischer Sicht wünschen, etwa zur Neuscholastik (684f.) und ihren Voraussetzungen, aber auch zum Vernunftdiskurs des I. Vatikanischen Konzils (685–687), der eine ganz eigene Historisierung neuzeitlicher Rationalität betreibt.

Damit aber wird das konzeptionelle Problem scharf. Wechselwirkungen und kritische Absetzbewegungen, Konflikte und entwicklungsgeschichtliche Überlagerungen rücken eher vom Rande her ins Blickfeld dieses groß angelegten Wurfs, weil er nicht diskursanalytisch ausholt. Seltsam blass bleibt dabei das Konzept »Idee« (1f.). Die notwendige Verknappung des Darstellungsraums hat zudem eine latente Dekontextualisierung zur Folge. Die Beschränkung auf das »Wesentliche« schleppt lebensweltlich nach. Handbuchartig wird demgegenüber das ungeheure Wissen des Autors zugänglich. Die präzise Information kostet zwar den Preis additiver Verrechnung, bildet aber Panoramen. Der Dramatik diskursiver Aushandlungen lässt sich auf diese Weise nur eingeschränkt Rechnung tragen. Von daher fragt sich ins Große und Ganze hinein, ob eine »Ideengeschichte des Christentums« methodologisch in allen Konsequenzen überzeugen kann. Theologie ist mehr als Idee. Lesenswert, aufschlussreich, immens anregend bleibt Rohls' Geschichte allemal.

Gregor Maria Hoff

JAN ROHLS: Schrift, Tradition und Bekenntnis. Ideengeschichte des Christentums, Bd. II. Tübingen: Mohr Siebeck 2013. XI, 1.027 S. ISBN 978-3-16-151014-4. Kart. € 59,00.

Das Tempo, in dem der Münchener Systematiker Jan Rohls seine »Ideengeschichte des Christentums« vorlegt, ist atemberaubend: Nur ein Jahr nach dem Band über »Offenbarung, Vernunft und Religion« liegt nun, wiederum gut tausend Seiten stark, der zweite über »Schrift, Tradition und Bekenntnis« vor. Wir bewegen uns also weiter in den Prolegomena oder der Fundamentaltheologie. Sieben Bände werden noch folgen und das Werk bis zur Ekklesiologie vorantreiben.

Der Grundansatz ist, das zeigt schon diese Grobgliederung, ein systematisch-theologischer, die Durchführung aber will bewusst eine historische sein, in der Ideen oder Ideenkomplexen des Christentums nachgegangen wird und immer wieder auch auf die Kulturgeschichte geschaut wird. Das jetzige Buch geht den Weg durch Antike und Mittelalter – und erreicht dann nach etwa einem Viertel des Umfangs bereits Renaissance, Reformation und Orthodoxie. Mit der Seite 417 beginnt die Aufklärung, die nicht ganz 200 Seiten erhält, die letzten 400 Seiten teilen sich dann das 19. und das 20. Jahrhundert. So einzuteilen, heißt, die Ideengeschichte auf eine Problemgeschichte der Moderne zuzuführen, und es legt sich nahe, hierin die geheime Agenda von R. zu sehen: Wer von den

Verhältnissen weiß, unter denen er an der Münchener Evangelisch-Theologischen Fakultät seinen wissenschaftlichen Weg eingeschlagen hat, wird es nicht ohne Schmunzeln lesen, dass die beiden letzten Unterkapitel die Überschriften »Pannenberg« einerseits und »Lehramt, Bekenntnis und Schriftprinzip« andererseits tragen, zumal sich unter letzterem sehr viel mehr verbirgt, als man zunächst erwarten sollte, etwa auch eine Vorstellung von Gerd Theißens Theorie des Urchristentums. Auch an anderen Stellen lässt die Gewichtung von Überschriften etwas von Rohls' Vorlieben ahnen: Dass zwar Treitschke und Pfeleiderer, Troeltsch und Hirsch in den Rang erhoben werden, Teil einer Unterüberschrift zu werden, Barth oder Schlatter aber nicht – das wird man nicht nur einer *sine ira et studio* verfahrenen Geschichtswissenschaft zuschreiben: Hier wird eingeteilt und ausgewählt – und dabei übrigens auch, bei allem ökumenischen Wollen, weit stärker die evangelische Seite berücksichtigt als die katholische: Das Fehlen von Rudolf Schnackenburg wird man als empfindliche Lücke vermerken müssen.

Deren gibt es aber nicht viele: Neben der deutlich erkennbaren systematisch-theologischen Interessen folgenden Selektion glänzt das Werk nämlich durch eine gewaltige Materialfülle, die den Hut vor der stupenden Gelehrsamkeit des Münchener Gelehrten ziehen lässt: Was hier alles zusammengetragen ist, könnte das Werk zu einem überaus nützlichen Handbuch machen, wozu es freilich wünschenswert wäre, dass R. unterschiedliche Forschungsansichten stärker berücksichtigen würde. Wie in anderen Werken auch, verzichtet er auf solche Diskussionen weitestgehend. Auch wo er die von Geiselman vorgetragene Deutung des Schriftdekrets von Trient fair und angemessen vorstellt (299), verzichtet er auf eine klare Benennung des hierfür maßgeblichen Autors. An anderen Stellen hätte man sich auch ein stärkeres Eingehen auf die jüngere Forschung vorstellen können, etwa bei der Kanondebatte in der Alten Kirche, die stärker als nötig auf Marcion fixiert bleibt. Bei Zwingli, um ein anderes Beispiel zu nennen, wäre es hilfreich gewesen, die jüngeren Erkenntnisse zu seiner Scotismusrezeption einzubeziehen. Wer das Werk also als Handbuch nutzt, sollte dies mit Vorsicht tun – in dem Wissen, dass in der heutigen Zeit der Gedanke, dass ein einzelner Autor das Gesamte der Theologie in ihrer historischen Dimension beherrschen könne, kaum mehr realistisch ist.

Was der Nutzer dann gewinnt, ist eine flüssig in Form gebrachte Menge an Informationen, nicht unbedingt immer mit starken Verbindungen. So wird zu Recht auf die »spätmittelalterliche Tradition der Bibelübersetzung« verwiesen (246), wenn es um Luther geht, und diese ist auch zuvor gründlich behandelt worden (225) – wer aber danach sucht, worin nun Anknüpfung und Differenz Luthers im Verhältnis zu dieser Tradition liegen, wird enttäuscht. Es bleibt bei flächigen Hinweisen statt tieferer Analyse. Gelegentlich hat man beim Lesen den Eindruck, dass R. einmal wieder ein neues Kistlein seines Wissens öffnet und den Inhalt vor den staunenden Augen des Lesers ausschüttet, ohne dass zwischen den Kapiteln mehr Zusammenhänge als die der chronologischen Reihenfolge oder manchmal auch der Assoziation bestünden.

Dieser »Ideengeschichte« liegt damit ein wenig ausgefeiltes Geschichtskonzept zugrunde: Der Stoff wird archivalisch behandelt, und die Kunst des Deuters liegt mehr in der Auswahl, vor allem der Auslassung, als in der aktiven Gestaltung. Wie begeistert R. von seinem Gegenstand ist, merkt man vor allem auf den Seitenwegen, die er beschreitet. So wird der Gang der Lehrentwicklung der Reformation so ausführlich geschildert, dass gelegentlich das eigentliche Thema, der Bezug auf die Schrift in den Hintergrund zu treten droht. Vor allem aber gewinnt das Buch interessante Noten durch R.s Interesse an der bildenden Kunst: Schon Bibelillustrationen des Mittelalters werden ausführlich gewürdigt, dann aber auch weitere Darstellungen nicht nur der Bibel, sondern auch Luthers selbst (278). Wiederum steht man beeindruckt vor dem Bildungsreichtum des Autors,

kann freilich nicht die Frage verhehlen, ob ein sich zügelnder Autor oder ein sorgfältiges, behutsames Lektorat nicht der Straffung von Material und Gedanken gut getan hätten.

So liegt nun ein Werk vor, das einzuordnen dem Rezensenten schwer fällt: Es ist zu handbuchartig, um es für die fortlaufende Lektüre zu empfehlen, zu überbordend, um es für die konkrete Stoffwahrnehmung zu nutzen, zu erratisch, um mit ihm den Einstieg in die aktuelle Forschung zu wichtigen Themen zu suchen. Und doch bleibt, jenseits aller Nutzbarkeitserwägungen eines: die Bewunderung.
Volker Leppin

JULIA OBERTREIS (HRSG.): *Oral History* (Basistexte Geschichte, Bd. 8). Stuttgart: Franz Steiner 2012. 269 S. ISBN 978-3-515-09307-1. Kart. € 24,00.

Es ist ein Buch anzuzeigen, das zu Recht in der Reihe Basis-Texte Geschichte erschienen ist. Der Professorin für Neuere und Neueste Geschichte in Erlangen, Julia Oberreis, ist zu verdanken, dass etliche bisher verstreut veröffentlichte Klassiker und Grundlagentexte zur *Oral History* nun in einem Band zur Verfügung stehen. Dass der Verlag das Buch auch damit bewirbt, dass es sich besonders an Studierende richte, zeigt, dass die vormalig als subjektiv und politisch gefärbt kritisierte *Oral History* im Wissenschaftsmainstream angekommen ist. Die Leserin bzw. den Leser erwartet eine zentrale Entwicklungen und Debatten im europäischen und US-amerikanischen Kontext prägnant zusammenfassende Einleitung. Darauf folgen zehn Beiträge, die die Entwicklung der *Oral History* dauerhaft geprägt haben, davon einer in englischer Sprache. Abgeschlossen wird der Band durch ein hilfreiches Sach- und Personenregister.

Als Potenzial der *Oral History* gilt für Lutz Niethammer, mit dessen Aufsatz der Sammelband beginnt, dass sich aus dem Gesagten neue Forschungsfragen stellen. Wie mühsam und fruchtbar zugleich dieser »Enttypisierungsschock« wirken kann, wissen alle, die sich auf ein Interviewprojekt eingelassen haben. Mit seinem Plädoyer für *Oral History* als Erfahrungsgeschichte war Alexander von Plato 1991 wohl seiner Zeit voraus. Ein weiterer Beitrag stammt von Fritz Schütze, der die *Oral History* grundlegend prägte, in dem er vor dem Hintergrund der Biografieforschung die heute geltende biografisch-narrative Interviewtechnik einführt. Mittels der objektiven Hermeneutik (Oevermann) sollten aus den subjektiven Aussagen der Interviews Strukturen und allgemeine soziale Phänomene herausgearbeitet werden. Insbesondere Gabriele Rosenthal hat sich in Anlehnung daran um die Sequenzanalyse verdient gemacht, ein anspruchsvolles Verfahren, mit dem gezeigt werden kann, in welchem Verhältnis Gelebtes und Erzähltes zueinander stehen. Eine der wenigen Arbeiten, die sich auch mit der konkreten Durchführung von Interviews befassen, liefert Roswitha Breckner, die u. a. auf die Bedeutung der Kontextbeschreibung eingeht und damit einen Bestandteil der Quellenproduktion thematisiert, der häufig vernachlässigt wird, der aber für die wissenschaftliche Folgenutzung von Interviews zunehmend wichtig wird.

In den Debatten um die Bedeutung und Nutzung von Interviews als Quellen wurde in den letzten Jahren verstärkt über das Verhältnis zwischen kollektivem und individuellem Gedächtnis nachgedacht. Fragen nach »wahren« und »falschen« Erinnerungen wurden zwar mehr oder weniger offensiv schon lange diskutiert. Als erkenntnisfördernd erwies dabei sich nicht der Nachweis, dass ein Ereignis nicht korrekt erinnert wurde, sondern warum und vor allem was daraus u. a. für ein Verständnis von Gedächtnis (Portelli) zu schließen ist. Daran schließt sich der Beitrag von Jan Assmann über »Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität« an, mit dem der Band einen notwendigen Ausflug in die Gedächtnistheorie unternimmt. Zwei Artikel aus geschichtswissenschaftlicher Perspekti-